

183

Smetse der Schmied.

Eine flämische Legende von Charles de Coster.

16. Wo Smetse auf der Lehe ein gar wunder-
sam Spektakel siehet.

Indes der Teufel entwich, wußte Smetse sich vor Freuden nicht zu lassen, und er lief zu seinem Weibe, welches sich an die Küchentür gestellt hatte. Aus lauter Fröhlichkeit stieß, schlug, küßte und umhalste er die Frau, schüttelte sie und drückte sie an sich, ging zu seinen Gefellen, gab ihnen allen die Hand und rief: „Bei Artevelde! Ich bin quitt, Smetse ist quitt!“ Und es war, als ob seine Zunge kein ander Wort denn quitt sagen könnte. Und er blies es seinem Weibe ins Ohr, seinen Gefellen ins Gesicht und einem alten, rändigen, hustenden Kater auf die Schnauze. Der fuhr aus seinem Winkel hervor und gab ihm für sein Quitt eins mit der Tazze ins Gesicht.

„Der Tölpel,“ antwortete Smetse, „scheint mir nicht froh genug über meine Erlösung. Sollte es auch irgendein Teufel sein? Denn man sagt, daß sie sich unter allerlei Gestalten verborgen.“ „Du,“ sprach er zum Kater, welcher vor heftigem Schrecken fauchte, „hast du es gehört, verstanden und begriffen, Teufelstage? Ich bin quitt und frei, quitt und ledig, quitt und fröhlich, quitt und reich. Und ich habe allen Teufeln das Maul gestopft. Und von nun an werd ich fröhliches Traktament halten, wie es einem franken und freien Schmied ansteht. „Weib, ich will, daß man heute Slibroek hundert Philippstaler schicke, denn der arme Schelm soll sich auch alsogleich freuen, daß Smetse quitt ist.“

Aber die Frau gab keine Antwort, und da der Schmied sie suchte, sah er sie die Stiege herunterkommen, in der Hand ein groß Becken voll Weihwasser, darin tauchte sie einen schönen Buchsbaumzweig vom Palmsonntag.

Sobald sie in der Schmiede war, hub sie an, ihren Mann, die Gefellen samt Hämmern, Ambossen, Blasebälgen und anderen Geräten mit Weihwasser zu besprengen.

„Weib,“ sagte er und versuchte dem Wasser auszuweichen, „was machst Du da?“

„Ich rette Dich, Du anmaßender Schmied; glaubst Du wahrhaftig, der Teufel ledig zu sein, derweil Du noch das Gut besiegest, das ihnen gehört? Vermeinst Du sogar, weil sie Deine Seele nicht mehr haben, welche der Preis für Deinen Reichtum war, daß sie Dir besagten Reichtum lassen werden? O, über den dummen Schmied! Sie werden abermals ins Haus kommen, ja; und wenn ich Dich nicht mit diesem heiligen Wasser beträufele, desgleichen mich und alle Gefellen, wer vermöchte die Nebel aufzählen, mit denen sie uns peinigen werden, wehe!“

Und das Weib war gar geschäftig mit seinem Zweige. Da plötzlich rollte ein starker Donner unter der Erde, also daß der Damm erzitterte, die Steine barsten, die Glasscheiben klirrten, alle Türen, Fenster und Ausgänge der Schmiede sich aufstauten und ein heißer Wind wehte.

„So,“ rief die Frau, „da sind sie; bete, Mann.“

Und wahrlich, am Himmel erschien ein nadender und wunderbarlich schöner Mann, der stand auf einem demantenen Wagen, welchen vier feurige Rosse zogen. Und in der Rechten hielt er ein Banner, und auf selbigem Banner stand geschrieben: „Schöner als Gott!“ Und aus dem Leibe des Mannes, welcher von schimmerndem Fleisch war, drangen herrliche Strahlen, welche die Lehe, den Uferdamm und die Bäume gleich wie eine Sonne erhellten. Und selbige Bäume begannen zu schwanfen und ihre Stämme und Aeste zu drehen, und das ganze Ufer schien sich wie ein Schiff auf dem Meer zu bewegen und tausendmal tausend Stimmen riesen zumal: „Herr, wir schreien zu dir in unserem Hunger und unserm Durst! Herr, sättige uns, Herr, tränke uns!“ „So,“ rief die Frau, „das ist der hohe Herr Luzifer mit all seinen Teufeln!“ Und da die Stimmen schwiegen, winkte der Mann mit der Hand, und jählings stieg das Wasser der Lehe, gleich als hätte Gott ihr Bett erhöht. Und der Fluß war gleich der hochgehenden See. Aber die Wogen wallten nicht nach dem Ufer, sondern eine jede regte sich allein und trug feurigen

Schaum auf ihrem Ranne. Alsdann stieg der Schaum jeder Woge und zog das Wasser gleich einer Säule nach sich, und es dächte dem armen Smetse, seinem Weibe und den Gefellen, daß ihrer wohl hunderttausendmal tausend schwankende, wogende Wasserläulen wären.

Alsdann ward jede Säule in ein gräßliches Tier verwandelt, und plötzlich erschienen alle Martertensel der armen Verdammten, drängten sich durcheinander und schlugen und verwundeten sich. Da sah man ungeheure Krabben auf krummen, wackelnden Menschenbeinen, Belastiger derer, welche im Leben kriechend waren; neben selbigen Krabben stunden flügeltragende Strauße, größer denn Pferde. Die trugen Lorbeer, Zepter und Krone unter dem Schweif; und die, so in unserer Welt eiteln Ehren nachgestellt hatten, ohne Gutes zu tun, mußten ihnen nachlaufen. Und die Strauße liefen schneller denn der Wind und sie eilten ohne Rast hinter ihnen her, um die Lorbeeren, Zepter und Krone zu kriegen; aber es gelang ihnen nicht. Also wurden sie bis an einen garstigen Weibe: voll verräterischen Schlamms gelockt, darin sie mit Schanden fielen und während aller Ewigkeit stecken blieben, indes der Strauß ihnen zum Hohne am Ufer streifte und ihren Tand hin und her warf.

Zwischen den Straußen ergösten sich schöne Schwadronen vielfarbiger Affen, bunt wie Sommervögel; die waren für wucherische Geizhälse, sowohl Juden wie Lombarden bestimmt, welche, wenn sie zur Hölle fuhren, wohl umherpäheteten, die Augen unter ihren Brillen zusammenkniffen und verrostete Nägel, alte Schlappschuhe, ekle Lumpen, schäbige Knöpfe und anderes Gerümpel aufluden. Dann scharften sie hastig ein Loch, vergruben darin ihre Beute und setzten sich ein Stück weiter hin. So die Affen dies sahen, sprangen sie auf das Loch, leerten es und warfen, was drinnen, ins Feuer. Alsbald huben die Geizhälse an, zu weinen und zu klagen und wurden von den Affen geprügelt. Dann suchten sie endlich einen verborgenen Ort, um allda wiederum ihren Raub zu vergraben, und aber ward das Loch geleert und aber wurden sie geschlagen und so durch alle Ewigkeit.

In der Luft über den Affen schlugen Adler mit den Flügeln. Sie hatten an Stelle des Schnabels sechsundzwanzig Musketenläufe, so allzumal schossen. Diese Adler waren königlich geheizen, dieweil sie für die eroberungstüchtigen Fürsten bestimmt waren, welche zu ihren Lebzeiten den Lärm der Kanonen und Kriege allzu sehr liebten. Und zu ihrer Ergözung schossen sie ihnen mit besagten Geschützen durch alle Ewigkeit aufs Maul.

Neben diesen Straußen, Affen und Adlern bäumte, wiegte und wand sich eine große Schlange, so ein Wärenfell trug. Sie war über die Maken groß und dick und bewegte hunderttausend zottige Arme, deren jeder eine eiserne Hellebarde, scharf wie ein Schermesser, hielt. Man hieß sie die hispanische Schlange, sintemalen sie in der Hölle alle Truppen der grausamen Blünderer, welche unsere Länder verheerten, mit ihren Hellebarden zerschnitt.

Vor selbiger Schlange gar fürsichtig ausweichend, schwirrten boshafte, kleine, geflügelte Ferkel herum, die hatten eine Leberwurst als Schwänzlein. Dieses Schwänzlein war der ewigen Eier des Vielstrakes vorbehalten, welcher zur Hölle hinabfuhr. Das Schwein aber kam auf ihn zu und hielt ihm die Wurst vor den Schnabel; er wollte hineinbeißen, und im Nu flog das Schwein davon und also durch alle Ewigkeit.

Da waren auch ungeheure Pfauen zu sehen, welche sich mit ihren wundervollen Federn brüsteten. Kam nun an ihre Behausung ein ausgelenter Gock und Frant, welcher sich in seinem schönen Putz blähte, so ging der Pfau auf ihn zu und spreizte den Schweif, als wolle er ihn ermuntern, sich eine schöne Feder herauszuziehen, um seinen Hut zu zieren. Aber nicht sobald kam der Gock nahe und gedachte ihn zu rupfen, als ihm Herr Pfau gerad ins Gesicht stinkendes, eßes Wasser spritzte, welches seine schönen Kleider verdarb. Und durch alle Ewigkeit wollte Meister Gock die Feder ausrupfen, und immer ward er also gewaschen.

Unter diesen scheußlichen Tieren schwirrten paarweis männliche und weibliche Grashüpfer mit menschlichem Leibe. Der eine blies die Onerpfeife, der andere schwenkte einen mächt-

tigen Knotenstod. Sobald sie einen Menschen wahrnahmen, so zu Lebzeiten aus Feigheit vom Guten zum Bösen, von Schwarz zu Weiß, vom Feuer zum Wasser gesprungen war und immer nur den Stärksten angebetet hatte, so liefen die Grashüpfer auf selbstigen zu. Der ein blies die Querpfeife, der andere stückte sich gar majestätisch auf seinen Stod und sprach zu ihm: „Springe für Gott.“ Und der Mann sprang. „Springe für den Teufel.“ Der Mann sprang abermals. „Springe für Calvin, springe für die Messe, springe für die Biere, springe für den Kohl.“ Und immer sprang der Arme. Aber dem Grashüpfer mit dem Sto war es nimmer hoch genug und nicht zu Dank, also daß erllemal ohne Erbarmen durchgerafft wurde. Und er hüpfte ihn Unterlaß und ward vom Unterlaß geschlagen, dieweil die Pfeife gar anmutig ertönte; und so durch alle Ewigkeit.

Weiterhin waren die Teufelinnen zu sehen, so sich nachend auf Tüchern von Gold, Seide und Samt reckten und mit Perlen und tausend schönen Kleinodin bedeckt waren, schöner denn die Schönsten von Gent, Brüssel und Brügge. Sie waren unglücklich, lächelten, sangen und spielten tausend liebliche Instrumente. Diese dienten zur Züchtigung der alten Wollüstlinge. Wann sie solche kommen sahen, riefen sie ihnen gar verlebte Worte zu, aber sie konnten ihnen niemals nahen. Durch alle Ewigkeit mußten die armen Wollüstlinge sie betrachten und konnten doch nicht ihr Fingerspitzen berühren. Und sie meinten und wehklagten, aber umsonst, und so während Jahrhunderte von Jahrhunderten.

Es waren allda auch boshafte Teufelchen, die schlugen Trommeln, so aus der Haut von Heuchlern gemacht waren, und ihre Masken hingen als Rieraten am Trommelfasten. Und selbige Heuchler mußten ohne Haut, ohne Maske, in ihrer ganzen Sählichkeit, beschimpft, verhöhnt, ausgepiffen, angepöbeln, von schrecklichen Fliegen verzehrt und von den trommelnden Teufeln verfolgt, während aller Ewigkeit in der Hölle umherirren.

Die Teufel der Dünkelhaften waren auch gut anzusehen. Das waren feiste Schläuche voller Wind, so in einem Mundstück endigten, und an der Spitze war ein Blasrohr. Diese Schläuche hatten Adlerklauen und zwei wadere kleine Arme mit Händen, deren Finger lang genug waren, den ganzen Schlauch zu umspannen. Wenn der Dünkelhafte zur Hölle hinabfuhr und sprach: „Ich bin groß, ich bin schön, stark, mächtig, siegreich, ich werde Luzifer bestegen und seine Gefellin Altarte freien,“ so kamen die Schläuche auf ihn zu, neigten sich gar tief vor ihm und sagten: „Herr, gefällt es Euch, daß wir Euch insgeheim ein Wörtlein sagen, das Eure stolzen Pläne betrifft?“ Und er antwortete: „Ja.“ Alsdann steckten ihm zwei der Schläuche ihr Mundstück in ein Ohr, ohne daß er es herauszunehmen vermochte, und begannen mit ihren langen Fingern sich den Bauch zu drücken, also daß ein starker Wind hervorkam und ihm in den Kopf fuhr. Selbiger schwoh trefflich an und immer mehr, und siehe da erhob sich Herr Frechling in die Luft, und mußte da während aller Ewigkeit wandeln und stieß mit dem Kopf an die Decke der Hölle und strampelte mit den Beinen, um herunterzukommen; aber vergebens.

(Fortf. folgt.)

Der Krüppel.

Von J. O. Picon.

Es läutete Mittag. Einige Augenblicke später ging das Tor auf, und wie ein Strom flutete die stille, abgepannte Menschenmenge heraus, die in der Fabrik arbeitete. Niemand sprach ein Wort. Die Starken schienen abgepannt, die Jungen vorzeitig gealtert, die Alten halbtot.

Draußen teilte und zerstreute sich die Menge, wie eine Wolke sich vor dem Sturme teilt und verschwindet. Es war zuerst eine wogende Masse, die sich dann in Gruppen und Paare auflöste, die gewohnt waren, ohne Gruß auseinanderzugehen. Die einen gingen nach Hause, während die andern die Wirtshäuser aufsuchten. Nach und nach wurden alle von dem Vorstadtverkehr aufgelesen.

Einer der letzten, der durch das Tor schritt, war Kaspar Santiago, genannt der große Kaspar, weil er so robust und kräftig war. Sein leutseliges Aeußere, seine freie Stirn, sein offener Blick machten ihn recht sympathisch. Er war wie ein Herkules im Arbeitsfittel.

Im Schatten einer Mauer schritt er dahin, überquerte zwei oder drei Straßen, und durch Gäßchen und über unbebaute Grundstücke landete er schließlich auf einer mit riesigen Ulmen bespangten Promenade. Das Gräst bildete ein schattiges Dach,

unter dem eine saubere und anmutige junge Frau auf einem daliegenden Stamme saß und wartete. Vor ihr stand ein Korb, und auf den Knien hielt sie ein Kind. Ein Hund wartete neben ihr und eilte auf seinen Herrn zu. Das kleine streckte die Händchen aus, und während der Mann das goldgelbe Brot aus dem Korbe nahm und in Stücke schnitt, legte sie den Salat, die Serviette und Holzlöffel zurecht, zog die Flasche Rotwein auf und schöppte das Mittagessen in den tiefen Teller aus weißem Steingut mit blauem Rande.

Als die Fabrikglode in der Ferne wieder läutete, tat er einen letzten Schlud, rollte sich eine Zigarette, gab dem Meinen einen Kuf, warf dem Hunde eine Kruste hin, und nachdem er die junge Frau flüchtig umfaßt — wie ein Geizhals, der seinen Schatz liebt — schlug er den Weg nach der Fabrik wieder ein.

Er verschwand hinter dem Tor, ging über den Hof, wo sich Eisenbarren aufstürmten, und trat in einen langen, breiten Gang, von einem trüben Fenster erhellt, hinter dessen trüben Scheiben man geschwärzte Mauern und Kohlenhaufen gewahrte — die Schutteden brausten und Kamine warfen den ruffigen Qualm in dichten, schweren Wolken aus. Der Gang wurde oben durchzogen von schimmernden Stahlstangen, gebräunten Eisenwellen, von Hebeln und Transmissionscheiben, die auf und ab liefen, sich kreuzten und sich sieberhaft drehten — wie die tollen Glieder eines lebendigen Organismus, in dem nicht ein Teilchen stehen bleiben durfte, ohne daß der ganze Mechanismus zum Stillstand kam. Der Bretterfußboden bebte unter dem Stampfen der Dampfmaschine, deren Keuchen man vernahm. Von der Entfernung gedämpft, drang aus anderen Arbeitsjalen das Klingeln von Schmiedehämmern herüber, vermischt mit dem Summen der Maschinen und singenden Frauenstimmen.

Am Ende dieser Galerie befand sich eine andere. Eine schmale Holzbrücke überquerte den Hof, der sie trennte, und stellte sie die Verbindung zwischen den beiden Gebäudekörpern her.

Kaspar war halb über die Brücke, als aus der zweiten Galerie ein Lehrling aufstauchte — er lief so schnell, daß er nicht mehr anhalten konnte. Da er nun keine Zeit mehr zum Zurückweichen hatte und sah, daß sie beide sich nicht auf der schmalen Brücke halten konnten, stellte Kaspar sich flach zur Seite. So kam der junge Mensch heran, wich schlecht aus, prallte heftig mit ihm zusammen und fiel flach auf den Bauch — er lag der Länge nach auf der Kante der schmalen Bohle, die den Steg bildete, und hing so über dem Abgrund, ohne einen rettenden Stüppunkt. Kaspar war um einen anderen in Gefahr besorgter als um sich selbst — er streckte ihm die Hand hin, und von Angst verblindet, klammerte sich der junge Mensch so heftig daran, daß er den Arbeiter aus dem Gleichgewicht brachte. In der Gefahr abzuhürzen, versuchte Kaspar instinktiv Gegengewicht zu bilden — er griff mit dem andern Arm hinter sich und hielt ihn ausgespreckt, so daß eine Speiche des Schwungrads ihn erfaßte und ihm oberhalb der Hand den Knochen brach. Der Lehrling erzählte später, daß er trotz seiner Angst ein Aenaden vernommen hätte, als wenn man ein Stück Holz mit der Art spaltet. Kaspar aber besaß Kraft und Ruhe genug, um einige Schritte zurückzuweichen. Er schleppte den Lehrling mit, doch sobald er ihn gesund und wohlbehalten auf den Boden gelegt, sank auch er vor Schmerz hin.

Seine Kollegen hoben ihn auf, und da keine Verbandstube auf der Fabrik war, trugen sie ihn auf einem Stuhl in das nahe Krankenhaus, wo ihm noch am selben Abend der Arm vom Ellbogen an abgenommen werden mußte.

Es dauerte lange, bis er aenas. Während dieser Zeit hatte sein Haushalt zuerst die Ersparnisse aufgezehrt. Dann waren die Sonntagskleider ins Pfandhaus gewandert: sein Paletot und der Schal seiner Frau. Dann hatten seine Kameraden und die Nachbarn einige Hilfe gebracht, und endlich hatten sie eine Unterstützung aus der Streikkasse bekommen. Der Kranke konnte gar nicht daran denken, wieder Arbeit zu erhalten, denn das Unglück war mit dem rechten Arm passiert.

Der Unfall lag schon über vierzig Tage zurück, als Kaspar's Frau aufs Fabrikstor ging. Es war ein Raum, der von einer Holzwand in zwei Teile getrennt wurde. Ein gutgekleideter alter Herr saß hinter dem Schalter. Er las gerade in der Zeitung, und neben ihm stand die gefüllte Geldkassette. Weiter beugten sich zwei Herren über sichtene Pulte und machten Eintragungen in großen Büchern.

„Was bringst Du neues?“ fragte einer von den Beiden am Pult, als die Frau sich näherte.

„Was ist nach dem Unfall aus Kaspar geworden?“ fragte der andere.

„Oh, was aus ihm werden mußte: ein einarmiger Krüppel!“

„Und warum kommst Du her?“

„Um mir Geld zu holen.“

Der eine der beiden Herren nahm eine Liste und sah die Seiten durch, wobei er murmelte:

„Kaspar . . . Kaspar . . .“

„Er ist unter Santiago eingetragen, Holzabteilung, zweite Sektion,“ sagte die Frau.

„Es stimmt! Kaspar Santiago, hier steht's.“

„Jawohl, Kaspar Santiago,“ fügte sie leuzend hinzu. Der Buchhalter rechnete auf einem Zettel und fragte, ohne die Augen zu heben:

„Hat er den Lohn für die vorhergehende Woche schon erhalten?“

„Ist wohl.“

„Das ist aber . . . das muß doch wohl . . .“
Da legte der Herr in sauberen Gend die Zeitung hin und fragte, ohne die Frau anzusehen:

„An welchem Tage passierte es?“

„Am zwanzigsten des vergangenen Monats, Mittwoch um zwei Uhr,“ erwiderte sie traurig.

„Die Sache ist also sehr einfach,“ erklärte der Herr. „Montag ein Tag, Dienstag zwei, Mittwoch . . . im ganzen also zweieinhalb Tage, macht zu 4,50 Pesetas pro Tag, 11 Pesetas 25 Centimes.“ Und er wendete den Rücken.

Der Kommiss nahm einen kleinen Korb aus der Kasse, zählte das Geld ab und gab es der Frau. Weinend ging die Herrin hinaus, und man hörte noch ihre Schritte, als der Herr im weißen Gend streng sagte:

„Vergessen Sie nicht, den Santigos in der Arbeiterliste zu streichen!“

Als die Arbeiter erfuhren, daß man dem Kaspar zweieinhalb Tage ausbezahlt hatte, erhob sich ein Sturm der Entrüstung — die Ungerechtigkeit weckte den Zorn.

Die Vertrauensmänner der verschiedenen Gruppen traten zusammen. In dem Hinterzimmer eines Wirtshauses fand eines Nachts eine Versammlung statt, und um über den Fall völlig im Klaren zu sein, ließ man auch den armen Krüppel holen.

Kaspar erzählte sein Unglück mit größter Natürlichkeit, zeigte den vernarbten, mit groben Nähten bedeckten Stumpf und hörte dann während der ganzen Versammlung nicht auf, seine Freunde um allerlei kleine Dienste zu bitten, denn er war noch nicht daran gewöhnt, sich mit einer einzigen Hand zu helfen.

Eine schmutzige Lampe, die kaum Licht verbreitete, brannte ganz zwecklos, denn sie erhellte den Raum nicht. Man sah sozusagen weder Gestalten, noch Köpfe und Gesichter. Die Stimmen schienen aus dem Dunkel zu kommen, wie Proteste und anonyme Drohungen.

„Zweiundfünfzig Jahre Arbeit habe ich hinter mir,“ sagte der erste, der sprach, „und ich verstehe mehr davon als Ihr, denn ich habe in vielen Fabriken geschafft. Mit zwölf Jahren fing ich an. Ich habe immer gesagt, es wäre am besten, wenn die Arbeitgeber die Invaliden unterhalten müßten. Sonst sollt Ihr sehen, was eines Tages unser Los ist: Schwielen an den Händen und nichts im Magen!“

„Ich habe größere Erfahrung!“ behauptete ein anderer. „Einig müssen wir uns werden, das ist es, was uns nottut. Einig im geheimen, alles kurz und klein schlagen, alles verderben und schlechte Arbeit machen. Nach einem Jahre gibt es dann keine Fabrik mehr, die noch Kredit hat . . .“

„Und auch keinen Arbeiter mehr, der noch Brot hat . . .“

„Den Achtstundentag!“ riefen verschiedene Stimmen im gleichen Augenblick.

„Wahrhaftig ein schöner Trost! Acht Stunden Hund sein, anstatt neun!“

„Lohnerböschung!“

„Und ebenfalls sofort Erhöhung der Preise für Kleidung, Brot und Wohnung! Wenn sie könnten, würden sich die Kapitalisten auch die Luft bezahlen lassen.“

Da vernahm man eine Stimme, die man bisher noch nicht gehört und die einen schauerhaften Willen berriet:

„Wir sind nicht gekommen, um uns zu unterhalten, sondern um uns zu rächen! Habt Ihr Mut, ja oder nein? Ich weiß drei Dynamitpatronen, von denen, die fünf Pfund wiegen. Eine ist für das Modellhaus, die andere für die Villa des Alten, und die dritte verwahren wir für den Fall, daß wir sie gebrauchen können. Laßt uns lösen. Wen das Los trifft, der wirft die Bomben.“

Ein langes Schweigen folgte dem furchtbaren Vorschlage. Die einen entsetzte der Gedanke an die Zerstörung, die andern die Furcht vor der Strafe. Niemand erklärte: Ich wage es!

Da stand Kaspar häßig auf, zog zwei Rauchwölken aus seiner Zigarette, und sich in das schwache Licht der Lampe stellend, damit man auf seinem Gesicht den unerschütterlichen Entschluß lesen könnte, sagte er:

„Alles das ist zwecklos oder infam. Hilfs- oder Pensionskassen mit dem Gelde der Kapitalisten? Ihr träumt ja. Streiken, wozu? Um gegen ein unüberwindliches Hindernis zu rennen, sobald das Brot im Hause fehlt, um sich in Schulden zu stürzen und gezwungen zur Arbeit zurückzukehren? Der Gedanke an ein Bombenattentat aber ist von wilder Grausamkeit, ist eine Feigheit. Am meineiwillen soll niemand sein Leben lassen, wer es auch sei. Laßt mir die Rache, sie soll lang und gut sein.“

Die einen murten, die andern waren zufrieden, die Feiglinge aus Furcht, die Hühner, weil sie in Kaspars Augen etwas Furchtbares, Geheimnisvolles gesehen — alle gaben seinem Verlangen nach, und die Versammlung löste sich auf.

Am nächsten Tage stand Kaspar vor dem prunkvollen Wohnhause des Fabrikanten und bettelte. Dort steht er nun ständig und lehnt an dem Gitter mit goldenen Verzierungen — neben einem Fenster, hinter dem seidene Vorchänge schimmern. Dort sieht man ihn vom Anfang bis zum Untergang der Sonne. Er zeigt den vernarbten Armstumpf, und seine in Lumpen gehüllte Gestalt hebt sich von der Marmorfassade ab. Um den Hals trägt er ein Schild mit der Aufschrift: „Als Invalide aus der Fabrik des Don Martin Penalba entlassen.“

Weber Bitten noch Drohungen vermochten ihn zu bewegen, sich zurückzuziehen. Er steht dort, wenn der Reiche zum Vergnügen oder zur Börse geht, wenn seine Frau aus der Kirche kommt und seine Töchter in kostbaren Roben in Gesellschaft fahren:

Als ein lebendiger Schimpf sieht der Bettler an der Tür des Palastes.

Uebersetzt von
Herm. Hoff.

Nervosität und schlechte Gewohnheiten.

Von Gustav Major.

Es gibt viele Menschen, Erwachsene und Kinder, die häßliche Angewohnheiten haben. Der eine steckt die Hände in die Hosentaschen, auch im Sommer, der andere leckt mit der Zunge die Lippen, ein dritter muß immer pfeifen. Dies sind häßliche Angewohnheiten, da nichts eine Veranlassung dazu gibt. Wenn aber jemand mit dem Kopf nickt, die Augen aufreißt, die Schultern dreht und zerrt, die Stirn faltet und runzelt, an den Fingern streift, so braucht dies durchaus nicht immer eine schlechte Angewohnheit zu sein, und derjenige, der deswegen die Kinder straft, kann ihnen bitter Unrecht tun.

Wird man beim Verdrehen des Halses und Nicken des Kopfes. Hier kann ein örtlicher Reiz vorliegen: der Hemdtrager kann scheuern, der Kragenknopf drücken, der Kragen zu eng oder oben an der Kante zu rauh sein, die Leinwand des Hemdes oder der Stoff des Kleides oder des Anzuges zu grob sein oder es ist in ihm eine grobe, harte Stelle. Durch all das kann ein Reiz verursacht werden, von dem sich das Kind durch Drehen des Kopfes usw. zu befreien sucht. Beseitigt man diese äußeren Reize, so schwindet das überflüssige Bewegen der bestimmten Körperteile von selbst. Wehlich kann die Brille oder ein Aneifer oder das Hutband wirken. Sie reiben entweder hinter den Ohren oder an der Backe oder unter dem Kinn; immer aber muß dies Reiben und Scheuern als lästig empfunden werden, und das Kind sucht diese unangenehmen Empfindungen durch allerhand Bewegungen, durch Kraken und Scheuern loszuwerden. Biegt man die Brillenbügel etwas auf, oder polstert sie leicht, verändert man das zu straff sitzende, einschneidende Hutband, oder benutzt man ein anderes, so verschwinden die Bewegungen. — Das Jucken mit der Achsel, das Drehen des Körpers um die eigene Achse kann häufig ausgelöst werden durch zu schmale Hosenträger, zu schmale Achselbänder, zu enge Armlöcher, zu rauhe Leinwand, die unter dem Arm scheuert. Das gleiche finden wir beim fortgesetzten Ziehen an den Strümpfen. Da ist entweder das Strumpfband zu eng oder zu hart, oder die Strumpfwolle reibt, was die Kinder veranlaßt, immerwährend an die Strümpfe zu fassen. Ist das Strumpfband zu weit, so hat das Kind ständig das Gefühl, es verlore die Strümpfe und zieht sie infolgedessen fortgesetzt hoch, auch wenn sie nicht gerutscht sind.

Das Reiben und Ziehen an den Fingern kann durch Nietnägel bedingt sein, ebenso wie die Nietnägel durch das fortgesetzte Zupfen an den Fingerbeeren entstehen können. Es gibt auch Kinder, die immer an den Fingern mit der anderen Hand entlang gleiten; sie wollen den Ring abstreifen, der ihnen unangenehme Gefühle verursacht. Denn es gibt genug Menschen, die beim Berühren der Haut mit Metallen unangenehme Empfindungen haben.

Auch die Haare können Veranlassung werden zu allerhand häßlichen Bewegungen. Rüssen die Kinder die dumme Pommeschur tragen, so kann es bei dem einen oder anderen vorkommen, daß ihm dies Stacheln, das Kitzeln der abgeschnittenen Haare auf der Stirn unangenehm ist. Sie wischen immerwährend mit der Hand dort oder falten und runzeln die Stirn.

Wiederum gibt es genug Menschen, die an irgendeiner Stelle reiben, ohne daß man an der Stelle etwas entdecken könnte, was den Reiz verursacht. Sieht man aber genauer hin, so entdeckt man nicht selten kleine Fidele oder eine leichte Rötung (Entzündung) oder eine tiefer liegende Verletzung, eine leichte Verwundung usw. Das kann selbstverständlich Veranlassung zu Reizen abgeben. Manchmal reiben und kratzen Menschen an fast allen Stellen des Körpers, da kann eine allgemeine Ueberempfindlichkeit die Ursache sein oder ein beginnender Hautausschlag.

Jeder kennt die Kinder, die sich in der Nase bohren, ja manchmal bohren sie solange, bis es blutet. Immer werden sie deshalb bestraft und niemand denkt daran, daß dies eine ganz natürliche Ursache haben kann in Keinen Wurmern. Gibt man den Kindern irgendein Wurmmittel, so verschwindet das Bohren aber auch sofort.

In gleicher Weise könnte ich noch viel solcher unnötiger Bewegungen anführen; sie alle würden aber nur das eine beweisen, daß es sehr viele sogenannte häßliche Angewohnheiten gibt, die es nicht sind, die eine natürliche, organische Wurzel haben.

Was soll das aber? Es soll die Eltern und Erzieher veranlassen, sich immer erst genau zu überzeugen, ob nicht eine organische Wurzel, ein Reiz vorliegt, der die Ursache zu diesen häßlichen Angewohnheiten gibt.

Aber auch noch auf andere Weise können diese Bewegungen entstehen. Denken wir uns ein von Hause aus nicht sehr nervenstarkes Kind, wie sie heute durchaus nicht selten sind, und nehmen wir an, dies Kind ist gegen Druck, Stoß, Schlag usw. sehr empfindlich, oder es ist überhaupt in seiner Hautempfindlichkeit gesteigert,

so werden wir uns nicht wundern dürfen, wenn dies Kind alle Kleinigkeiten, die andere nicht merken, als lästig und unangenehm empfindet und Abwehrbewegungen macht, d. h. wenn es scheuert, reizt, kratzt usw. Oder ein sonst ganz gesundes Kind ist durch irgendetwas übermüdet und überbürdet, dann wird es sehr häufig überempfindlich werden und allerhand machen, was es nicht soll. Darf man in beiden Fällen von häßlichen Angewohnheiten sprechen?

Übersehen wir noch einmal die vielen Möglichkeiten, durch die ein Mensch zu häßlichen Abwehrbewegungen kommen kann, so werden wir wohl erkennen müssen, daß recht viele der sogenannten häßlichen Angewohnheiten nervöser Natur sind, oder daß sie organisch bedingt sind. In allen diesen Fällen ist ein Strafen grausam und vom Uebel, und immer werden sich Erzieher und Eltern besser fühlen, wenn sie mehr der Nervosität zurechnen, als umgekehrt und dann vom Strafen absehen und Sorge tragen, die Ursachen zu beseitigen.

Kleines Feuilleton. Städtebau.

Das Freilufthaus als Reform der Mietskaserne. Die Mietskaserne, das gemeinschaftlichste Behausungssystem für die große Masse des Proletariats bis zum „besseren“ Mittelstand scheint durch die durch die Bauordnungen hochgetriebenen Bodenpreise unabänderliches Schicksal zu sein. Wo der Quadratmeter Bauland an der fertigen Straße den Preis von 20 M. übersteigt, da hört die Rentabilität für Einfamilienhäuser gewöhnlich auf. Und da zum Beispiel das ganze Gebiet Groß-Berlins immer noch unter Bauvorschriften steht, die eine vielfachhöhere Ausnutzung und somit eine erhebliche Verteuerung des Bodens zulassen, und von den Behörden keinerlei Anstalten getroffen werden, um die Lehren des modernen Städtebaus wenigstens in den neu zu erschließenden Baugebieten zugunsten der Bevölkerung anzuwenden zu können, so sind wir also verdammt, in der Mietskaserne weiter zu vegetieren. Nach mehrfachen unangefochtenen Berechnungen wird das Gebiet Groß-Berlins eine Bevölkerungszahl von 40 Millionen aufweisen, wenn alles noch unbebaute Bauland nach den heute geltenden Bauvorschriften „ausgenutzt“ sein wird. Das Furchtbare des Gedankens, daß 40 Millionen Menschen in einer einzigen Steinwüste zusammengehäuft sein sollen, wird auch nicht gemildert durch die heute geplante Erhaltung von einigen hundert Hektar Dauerwald und Grünflächen durch den Zweckverband.

Es sei heute nur auf das Buch: „Das Freilufthaus“ hingewiesen, das von dem Berliner Arzt Dr. D. Sarafon herausgegeben ist. (Lehmanns Verlag, München. 5 M., geb. 8 M.)

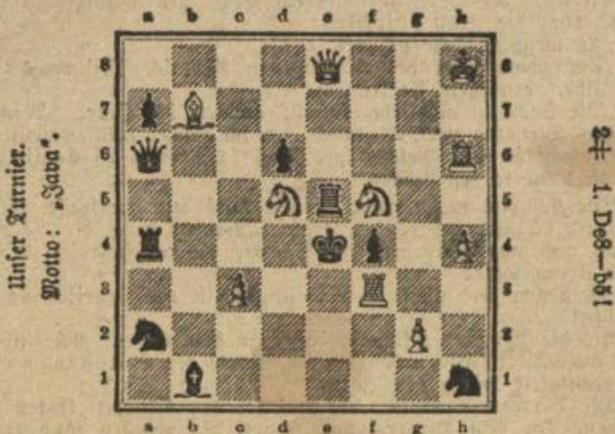
Der Verfasser will die Schäden der Mietskaserne wenigstens etwas mildern. Er zeigt ein neues Bauystem, das mit der Mietskaserne zwar die Stockwerkhäufung gemein hat, sich aber von ihr äußerlich insofern unterscheidet, als jede Etage um 1 Meter zurückspringt, so daß die Front des vierten Geschosses 3 Meter hinter der Bauflucht des Erdgeschosses liegt. Durch diese Staffelung der Fassade erhält jede Etage eine Veranda vorgelagert, die durch Ausragung auf 2 Meter verbreitert wird (1 Meter Rücksprung, 1 Meter Vorsprung). Es hat also jede Wohnung in jeder Etage einen Balkon von 2 Meter Tiefe und 5 bis 8 Meter Länge, der in dieser Ausdehnung zweifellos eine ganz andere Bedeutung hat als ein Balkon in der üblichen Größe. Der Verfasser sagt mit Recht, daß „im Kampf gegen die Tuberkulose nichts in so hohem Maße vorbeugend zu wirken vermag als ein möglichst wenig beschränkter Aufenthalt unter freiem Himmel mit dem belebenden Einfluß durch die natürlichen Windimpulse der beweglichen Luft.“ Eine solche Terrasse vor der Wohnung bringt auch noch den Vorteil der stetigen unfeiwiligen Lüftung der Wohnung, verursacht durch den ausgiebigen Gebrauch der Terrasse. Ferner bietet diese die Möglichkeit, Kranke auch in ihren Betten ohne viel Mühe ins Freie und wieder ins Zimmer zurückbringen zu können.

Daß solche Terrassenhäuser auch im allgemeinen hygienische Vorteile bringen dadurch, daß die nach oben hin immer schmäler werdenden Häuser mehr Luft und Licht für die unteren Geschosse zulassen, ist nicht zu bestreiten. Auch das Städtebild einer solchen Straße kann unter Umständen sehr reizvoll gestaltet werden, besonders wenn die langen, architektonisch schön gegliederten Balkonbrüstungen geschmackvoll mit Blumen geschmückt sind. Stattet der Erbauer solcher Häuser die Balkonbrüstungen gleich mit genügend großen Blumenkästen aus, so wird es in der Regel an liebevoller Blumenpflege nicht mangeln.

Die Frage ist nur die: Wird unser so stockkonservatives Baugewerbe sich zu einer neuen Bauform aufschwingen können oder wird es sich in der Besorgnis um den etwa kleiner werdenden Profit gar nicht erst mit der neuen Idee befassen? An der Hand von Plänen und Konstruktionszeichnungen weist Ingenieur Heinrich Wecher in Berlin, einer der geschicktesten Konstrukteure der Berliner Bauindustrie, allerdings zahlreich nach, daß sich ein solches Freilufthaus ebenso rentabel gestalten läßt, wie die übliche Mietskaserne.

Wie wir übrigens erfahren, hat sich in Ober-Schöne-weide eine gemeinnützige Aktiengesellschaft gebildet, die dort das Freilufthaus auf einem ganzen Komplex von vier Straßenzügen zur Ausführung bringen will.

Schach.



In St. Petersburg war der Stand in der „Siegergruppe“ nach der vierten Runde: Capablanca 9½ (1), Lasker 8 (1), Marshall 7 (1), Alechin 8, Tarrasch 6½ (1). Dazu sind die Points unserer Tabelle vom 9. Mai zu zählen. Der durch Fettschribe umklammerte Teil der letzteren zeigte, daß von den betreffenden 10 Partien 80 Proz. (!) mit Remis endeten. Um überhaupt in die „Siegergruppe“ hineinzukommen, mußten die Matadore vorsichtig miteinander kämpfen unter der Devise: „Tue mir nichts, dann werde ich auch dir nichts tun!.“ Nachdem sie nun einmal in der „Siegergruppe“ drin sind, ändert sich die Taktik im „Finisch“ vollständig, und die Zahl der Remisen wird verschwindend gering, weil jeder dem anderen scharf an den Leib rückt.

Ganz besonders ist diesmal die Schwachwelt auf die drei Partien gespannt zwischen zwei Gegnern, die sich noch niemals bisher am Brette gegenüber sahen. Es sind: der Weltmeister Dr. Em. Lasker und sein gefährlichster Rivale J. Capablanca. Nachstehend die beiden bisher in St. Petersburg von beiden gespielten Partien.

Vierspringerspiel (28. April. Weiß — Capablanca; Schwarz — Lasker). 1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Sc3, Sf6; 4. Lb5, Lb4 (a6!) 5. 0-0, 0-0; 6. d3, d6; 7. Lg5, Lxc3; 8. bxc3, h6; 9. Lh4, Lg4 (Ld7! nebst event. Se7. Der Textzug ist eine wenig empfehlenswerte Neuerung.) 10. h3, Lxf3; 11. Dxf3, g5; 12. Lg3, Sd7; 13. d4, f6; 14. Dg4, Kh8 (Sonst f2-f4) 15. h4, Tf7; 16. hg5, hxg5; 17. f3, Sf8; 18. Kf2 (Stärker zuerst das Manöver Lg3-f2-e3) 18. . . . Th7; 19. Th1, De7; 20. Df5, Td8; 21. Txf4, SxT; 22. Th1, Tg8 (Es drohte LxS nebst Txf4 und Dxf6f) 23. Lxc6 (Aussichtsvoller Kf1 nebst Lg3-f2-e3) 23. . . . bxc6; 24. Th1, Kg7; 25. Th7, Ta8; 26. Kg1, Sf8; 27. d5, c5; 28. Lf2, Dd8; 29. g3, Tb8!; 30. Tb3 (Auf Txa7? folgt Tbt1 nebst Db8) 30. . . . Txf4 (Zeitnot. Ratsamer Tb6!) 31. cxb3, Dd7; 32. Dxc7, Sxd; 33. Kf1 (Stärker b4!) 33. . . . Kg6; 34. Ke2 (Auf g4 kann später das eventuelle Manöver Sd7-f8-g6-h4 lästig werden) 34. . . . f5; 35. g4 (Sonst g5-g4) 35. . . . fe4; 36. fxc4, Sf6; 37. Kf3, Kf7; 38. Le3, Sh7; 39. b4, cxb4; 40. cxb4 (Auch Lxa7, b6; Le3, Ke3 c. dürfte nur zum Remis führen) 40. . . . a6; 41. a4, Ke7; 42. b5, a6; 43. axb5; 43. . . . Kd7; 44. Lf2, Kd8; 45. Le3, Kd7. Remis.

Spanisch. (12. und 13. Mai. Weiß — Capablanca. Schwarz — Lasker.) 1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lb5, a6; 4. La4, Sf6; 5. 0-0, Sxe4!; 6. d4, b5; 7. Lb3, d5; 8. dxe5, Le6; 9. Sbd2 (Ungewöhnlich. Ueblicher sofort c3!) 9. . . . Sc5; 10. c3, d4; 11. cd, Sxd4; 12. SxS, Dxs; 13. LxL, SxL; 14. Df3, Td8; 15. a4 (Bei Dd7 erlangt Schwarz noch mehr Temp) 15. . . . Dd5; 16. DxD, TxD; 17. ab, axb5; 18. Ta8f, Sd8; 19. Se4! (Aus der Eröffnung hat Weiß nicht viel herausgeschlagen, aber der Textzug ist verhältnismäßig sehr fein.) 19. . . . Txe5 (Schwarz fällt herein. Hätte er die feine Falle rechtzeitig bemerkt, so hätte er einfach mit Le7! das bessere Spiel behauptet) 20. Td1, Le7; 21. f3 (Run droht Le1-f4-c7) 21. . . . Tf5; 22. Te8, 0-0 (Falls c6?, so Tcxe5 nebst Sd6f) 23. Txc7, Lb4; 24. Le3, Se6; 25. Tcd7, Te8; 26. Tfd5, Txf7; 27. Txd5, Te2? (Der Hereinfall im 19. Zuge hat dem Schwarzen viel Bedenkenzeit gelöst, um sich mit Müß und Not noch herauszuarbeiten. Die entstandene Zeitnot bewirkt aber den Fehler des Textzuges anstatt Tb8!) 28. b3, Tb2; 29. Txb5, Txb3; 30. Ld2, Le5f1; 31. TxL, SxT; 32. SxS. Trotzdem Weiß um eine Figur gegen die Qualität stärker ist, erlitt er den Gewinn doch sehr fraglich, weil alle Bauern auf einem Flügel sind. Nach mehrstündigem Kampfe wurde die Partie beim 62. Zuge in folgender Stellung vertagt. Weiß: Kf3; Le5; Se4; Bb f5, g4, h4. Schwarz: Kf7; To1; Bb f6, g7, h6. Weiß am Zuge. Die Partie wurde beim hundertsten Zuge (!) als Remis abgebrochen.